

REZENSIONEN

Bihter Somersan

Feminismus in der Türkei. Die Geschichte und Analyse eines Widerstands gegen hegemoniale Männlichkeit

AYŞE ESRA DURSUN

Das vorliegende Buch setzt sich mit der feministischen Bewegung in der Türkei in Bezug auf ihren historischen Hintergrund sowie ihren sozio-politischen Kontext auseinander. Es analysiert ihre Implikationen für die hegemoniale Männlichkeit aus einer geschlechtersensiblen politikwissenschaftlichen Perspektive. Dabei steht die Frage im Vordergrund, inwieweit es der feministischen Bewegung gelang bzw. gelingt, sich als eine gegen-hegemoniale Bewegung in der politischen Sphäre der Türkei zu etablieren.

Somersan beginnt ihre Analyse mit einer Auseinandersetzung mit den politikwissenschaftlichen Konzepten der Öffentlichkeit, Zivilgesellschaft und des Staates aus einer Geschlechterperspektive. Sie geht der bedeutsamen Frage nach, ob diese Konzepte per se frauenfreundlich bzw. -feindlich sind. Dabei stellt sie den androzentrischen Ansatz – gekennzeichnet durch „Geschlechtsblindheit“ (26) – dem feministisch hegemoniekritischen Ansatz gegenüber. Erst durch eine solche feministische Rekonzeptualisierung können, so Somersan, diese Konzepte frauenfreundlich ausgelegt werden.

Als nächsten Punkt wendet sich Somersan der empirisch-historischen Frage zu, wie die Öffentlichkeit, die Zivilgesellschaft und der Staat im türkischen Kontext konzeptualisiert werden. Sie macht auf die männerdominierten liberalen und islamistischen Zivilgesellschaftsdebatten aufmerksam, die die Zivilgesellschaft – im Gegensatz zum Staat – als einen Ort der Autonomie und Freiheit verstehen (44). Diesen Diskursen stellt sie das gramscianische Staat-Zivilgesellschaft-Konzept gegenüber und kommt zu dem Schluss, dass der Staat und die Zivilgesellschaft auch im türkischen Kontext „ineinandergreifende und miteinander kommunizierende Sphären“ (49) darstellen. Dadurch gelingt es Somersan, die in den wissenschaftlichen Debatten sowie in dem kollektiven Bewusstsein der türkischen Gesellschaft tief verankerte Staat-Zivilgesellschaft-Dichotomie aufzulösen.

Das dritte Kapitel vermittelt eine Schilderung der Entstehung und Entwicklung der feministischen Bewegung im türkischen Kontext (75ff.). Dabei stellt die Autorin fest, dass weder der elitäre Kemalismus noch der essentialistische Islamismus einen fruchtbaren Boden für die Entfaltung des Feminismus darstellen. Dementsprechend

beschränkt sich ihre Untersuchung auf die autonomen Protagonistinnen der feministischen Bewegung (hier: sozialistische und radikale sowie kurdische Feministinnen), von denen „die Bewegung bis heute (...) getragen und vorwärts gebracht wird“ (112). Die enge Definition der Verfasserin davon, wer eine „Feministin“ ist bzw. sein kann, ist jedoch aus mindestens zwei Gründen problematisch. Erstens schreibt sie somit die feministische Öffentlichkeit einer einzigen Gruppe – nämlich der der autonomen Feministinnen – zu. Auf der einen Seite entspricht die Identifikation der feministischen Öffentlichkeit mit den autonomen Feministinnen der aktuellen Lage der feministischen Bewegung in der Türkei und bietet eine plausible Beobachtung. Auf der anderen Seite dient der Ausschluss der kemalistischen und islamistischen Frauen per Definition aus der feministischen Öffentlichkeit der Essentialisierung des Feminismus und stellt eine theoretische Schwäche dar. Zweitens behandelt die Autorin den Kemalismus und Islamismus als überwiegend absolut bzw. statisch. Somit werden den inhaltlichen Veränderungen innerhalb dieser Ideologien und den möglichen Implikationen für die feministische Bewegung eine marginale Bedeutung beigemessen. Im vierten Kapitel untersucht Somersan unterschiedliche Typen und Manifestationen hegemonialer Männlichkeit in der Türkei. Dabei unterscheidet sie zwischen (a) der Gewalt als strukturelle Entmachtung von Frauen (z.B. „Jungfrauentests“, frauenfeindliche Gerichtsentscheide, diskriminierende Verfassungsregelungen und Sitten), (b) dem misogynen Militarismus, sowie (c) den hegemonial männlichen Bereichen von Politik, Ökonomie und Medien. Somersan analysiert anhand der drei erwähnten Phänomene das Zusammenspiel von Staat und Zivilgesellschaft, das der Reproduktion und Konsolidierung von hegemonialer Männlichkeit dient (124ff.), und widerlegt den Mythos von dem „repressiven Staat“ vs. der „emanzipatorischen Zivilgesellschaft“.

Im nächsten Kapitel beschäftigt sich Somersan damit, wie über die politischen Tagesordnungen der feministischen Bewegung entschieden wird und welche Praktiken die Bewegung für die Realisierung ihrer Ziele einsetzt. Die Verfasserin bezieht sich hierbei u.a. auf ihre Interviews mit Feministinnen und gelangt dabei zu der Erkenntnis, dass innerhalb der feministischen Bewegung ebenfalls Machtzentren bestehen, die bestimmen, „wer wie viel sagt, wer wie weit für die feministische Bewegung sprechen und insgesamt wer in der feministischen politischen Sphäre agieren darf“ (193). Ihre Antwort auf die bereits erwähnte Forschungsfrage, inwieweit die feministische Bewegung in der Lage war bzw. ist, hegemoniale Verhältnisse in der Türkei zu transformieren, lautet dementsprechend folgendermaßen: Auf der einen Seite bekämpft die feministische Bewegung hegemoniale Verhältnisse. Auf der anderen Seite jedoch werden diese Verhältnisse – wie an der Vormachtstellung einzelner Feministinnen und Organisationen bereits festgemacht wurde – innerhalb der Bewegung ständig reproduziert. Die Identifizierung hegemonialer Verhältnisse innerhalb der feministischen Bewegung, die eigentlich auf die Überwindung dieser Verhältnisse abzielt, ist ein wichtiger Anstoß für eine nachhaltige innerfeministische Auseinandersetzung.

Abschließend weist Somersan auf ein weiteres akutes Problem hin: die Abwesenheit einer kritisch-theoretischen feministischen Auseinandersetzung mit dem Staat und der Zivilgesellschaft. Nur durch eine solche Auseinandersetzung kann es, so Somersan, den staats-skeptischen autonomen Feministinnen gelingen, mit dem Staat gegen den Staat vorzugehen, um die hegemonialen Männlichkeitsformen in staatlichen und gesellschaftlichen Strukturen zu transformieren. Die von Somersan unterstrichene Lücke stellt einen wertvollen Hinweis dar, an den zukünftige kritische feministische Debatten anknüpfen können.

Bihter Somersan, 2011: *Feminismus in der Türkei. Die Geschichte und Analyse eines Widerstands gegen hegemoniale Männlichkeit*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 266 S., ISBN 978-3-89691-877-2.

Christine Färber, Ute Riedler

Blackbox Berufung. Strategien auf dem Weg zur Professur

GESINE FUCHS

In „Blackbox Berufung“ schöpfen Christine Färber und Ute Riedler aus ihren langjährigen Forschungen zu gleichstellungsgerechten Berufungsverfahren sowie aus ihren praktischen Erfahrungen als Trainerinnen und Coaches. Sie haben einen Bewerbungsratgeber geschrieben, der konsequent eine Doppelperspektive einnimmt: Sie beschreiben Berufungsverfahren aus der Sicht von Berufungskommissionen und deren leitenden Motiven, und sie zeigen daran auf, was BewerberInnen erwartet und was sie tun können bzw. sollen. Das Buch beginnt mit einer Einführung in die strukturellen Hindernisse von Frauen im Feld Wissenschaft. Hierfür werden in den einzelnen Kapiteln immer wieder Beispiele aufgezeigt. Ziel des Buches ist eine „Entmystifizierung“ der Verfahren durch Information über offizielle Abläufe, Hintergründe und die Arbeitsweisen der Auswahlkommission. Die Autorinnen identifizieren mikropolitische Handlungsfelder und vermitteln „Strukturwissen über die ungeschriebenen und daher mikropolitisch besonders relevanten Verhaltensregeln“ (17) und entwickeln daraus Handlungsmöglichkeiten für WissenschaftlerInnen. Relevante Faktoren hierbei sind Hochschul- und Fachkulturen, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Selbstdarstellung, Emotionen und Körperlichkeit sowie das eigene Verhältnis zur Macht. Zentral sind zudem die eigenen Netzwerke und Koalitionen.

Das erste Kapitel beschreibt die Stufen des Bewerbungsverfahrens vor allem aus der Perspektive des Doing Gender und erklärt, welche Kräfte vor und neben der

eigentlichen Ausschreibung wirken. Das zweite und dritte Kapitel widmen sich dem Vorfeld der Bewerbung, nämlich den Handlungsfeldern Netzwerke und strategische Karriereplanung. Bei der Karriereplanung insistieren die Autorinnen auf der Profilbildung in der Forschung mit dem Anspruch auf „die Vertretung des Fachs in der Breite und der Tiefe“. Sie vergleichen dies beispielsweise mit dem Abstecken eines Öl-Claims, also eines großen Feldes, auf dem jedoch die Wissenschaftlerin an einigen Stellen in die Tiefe bohrt.

Die folgenden Abschnitte vertiefen die Stufen des Verfahrens: schriftliche Bewerbung, wissenschaftlicher Fachvortrag, Präsentation von Profilen und Zukunftskonzept, Kommissionsgespräch und schließlich Berufungsverhandlungen. Diese Teile können auch gut für sich alleine gelesen werden, braucht man in einer konkreten Situation schnell Rat. Die Autorinnen geben anschauliche Tipps, etwa wie ein Zukunftskonzept aussehen sollte oder wie die Lehrprobe zum Erfolg wird. Dazu flechten sie Beispiele aus konkreten Verfahren ein. Vor allem aber bringen Färber und Riedler bestimmte Sichtweisen und Haltungen nahe, von denen zwei besonders hilfreich sind: der Einsatz wertschätzender Strategien und das „Projektionsmanagement“. Berufungsverfahren folgen fachlichen und institutionellen Interessen, denen BewerberInnen mit wertschätzenden Strategien begegnen können, etwa indem Ansprechpersonen vor der Bewerbung kontaktiert werden, alle Anspruchsgruppen in der Anhörung ernst genommen werden oder indem Aktionen oder Äußerungen der Kommission innerlich auf möglichst wertschätzende Weise interpretiert werden. Die Kernfrage jedes Verfahrens – „Passt diese Person zu uns?“ – zieht bei den Mitgliedern der Kommission Projektionen nach sich, die in der Regel vergeschlechtlicht sind und Frauen als Abweichende und später Hinzugekommene benachteiligen. Sozial passfähig zu sein und damit Professorabilität zu demonstrieren, ist für Frauen aufgrund der hegemonial männlich geprägten Welt schwieriger als für Männer. Dies zeigen die Autorinnen beispielhaft am Privatleben auf – ist die Hausfrauenehe für einen männlichen Bewerber kein Problem, so werden in einem umgekehrten Arrangement Phantasien losgetreten („Domina“ – „Pantoffelheld“). Sie empfehlen, bei der Frage nach dem Privatleben genau das herauszuarbeiten, worauf es der Kommission im Kern ankommt, etwa dass die Bewerberin dauerhaft umzieht und dass es um die Leistungen als Wissenschaftlerin geht. Manchmal gilt es, bei despektierlichen Fragen den Stier bei den Hörnern packen, etwa auf die Frage nach einem Kinderwunsch: „Und Sie sind in einem Alter, wo Männer Herzinfarkte bekommen. Beide fallen wir dann ein halbes Jahr aus“. Nicht immer gelingt Projektionsmanagement und nicht immer ist die ausgeschriebene Professur die richtige für die Bewerberin. Darum schließen die Autorinnen mit dem Hinweis, dass sich aus alten einiges für neue Berufungsverfahren lernen lässt.

Strukturelle Hindernisse und individuelle Faktoren mit ihren Wechselwirkungen sind durchgängiges Thema im Buch. Zusammen mit der Doppelperspektive Kommission/Bewerberin zeigen die Autorinnen ihrem Publikum eine gute mögliche innere Haltung auf, die eine Alternative zu gouvernementaler Selbstdisziplinierung

oder resignativer Verweigerung darstellt. Das ist ein großes Verdienst und hebt das Buch von anderen Bewerbungsrategebern ab.

Das Buch bezieht Verfahren aus dem deutschsprachigen Raum ein und macht auf die jeweiligen Unterschiede in Österreich und der Schweiz aufmerksam – sowie auf kulturelle Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland. Beispiellebensläufe und Checklisten zu den verschiedenen Stufen des Verfahrens runden dieses sehr empfehlenswerte Buch ab.

Christine Färber, Ute Riedler, 2011: Black Box Berufung. Strategien auf dem Weg zur Professur. Frankfurt am Main: Campus, 305 S., ISBN 978-3-593-39388-9.

Sandra Smykalla, Dagmar Vinz (Hg.)

Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit

HEIKE MAUER

Der 2011 erschienene und bereits vergriffene, interdisziplinär angelegte Sammelband von Sandra Smykalla und Dagmar Vinz nimmt zum Ausgangspunkt, dass sich der Diskurs um Intersektionalität „zwischen und innerhalb von theoretischen, methodologischen und politischen Auseinandersetzungen um Gender und Diversity“ (10) bewegt. Die Herausgeberinnen konstatieren sowohl eine Nähe zwischen Intersektionalität und Diversity – mithin würden die Begriffe gleichbedeutend benutzt – als auch ein Konfliktverhältnis: Intersektionalität stellen sie stärker in eine herrschaftskritische Tradition, die auf Umverteilung und globale Gerechtigkeit ziele, während sie Diversity stärker mit Inklusion, der Anerkennung von Differenz und der Herstellung von Chancengleichheit verbinden.

Dieses Spannungsverhältnis zwischen beiden Konzepten löst der vorliegende Band nicht auf. Nicht die Vereinheitlichung theoretischer und disziplinärer Positionen, sondern die Überwindung von „fixe(n) Verständnisse(n) der Konzepte Gender, Intersektionalität und Diversity“ (13) und die Sichtbarmachung und Transparenz der jeweils gewählten Zugriffe definieren die Herausgeberinnen als ihr Ziel.

Dies spiegelt sich in der Konzeption des Bandes wieder: Die einzelnen Beiträge nähern sich den Konzepten aus unterschiedlichen, mitunter konfligierenden theoretischen und methodischen Perspektiven. Einführend hebt Carol Hagemann-White die Bedeutung des Strukturbegriffs für die Intersektionalitätsforschung hervor, da „ein Lob der Vielfalt die Strukturfrage nicht beantwortet“ und schlägt vor, „die Strukturmächtigkeit von Kategorien kontextbezogen zu untersuchen“ (20). Im Anschluss

daran werden Gender und Diversity genauso „mit Bourdieu betrachtet“ (Johanna Hofbauer und Gertraude Krell), wie ihnen in Managementkonzepten und Managementforschung nachgespürt wird (Barbara Sieben und Nicole Bornheim). Die methodischen Zugänge repräsentieren ein breites Spektrum von den Schwierigkeiten empirisch-quantitativer Operationalisierungen von Intersektionalität (Hardmeier) über das Potential von Grounded Theory (Schultz) und Diskursanalyse (Kerchner) für intersektionale Analysen sowie am Symbolischen Interaktionismus angelehnten Identitätslandschaften zur Erforschung von Diversity in Unternehmen (Lindau) bis hin zur Notwendigkeit einer kritischen Gesellschaftsanalyse im Hinblick auf grenzüberschreitende Berufsverläufe von Migrantinnen (Jungwirth).

Zugleich werden die beiden Konzepte auch auf ihre Leerstellen befragt: Lucy Chebout kritisiert an der deutschsprachigen Rezeption von Intersektionalität den Verlust ihrer radikalen, auf gesellschaftliche Veränderungen zielenden Ursprünge im Black Feminism. Dies zeige sich daran, dass die Dimensionen der Kategorie race im deutschsprachigen Kontext kaum Gewicht erhalten. Nicht in der „Deutungsoffenheit eines prominenten Labels“ sondern in der „Spezifik einer Perspektive“ (58) liege das Potential von Intersektionalität. Auch Ulrike Schultz kritisiert aus einer sozial-anthropologischen Sicht die Vernachlässigung der Kategorie Ethnizität in der intersektionalen Ungleichheitsforschung. In ihrer Analyse begreift sie Ethnizität als ein „komplexes taxonomisches System (...), in dem sich die Individuen situationsabhängig positionieren“ (141f.).

Hingegen argumentiert Bernd Ladwig aus einer liberalen Perspektive. Er setzt sich mit der Liberalismuskritik von Patricia Hill Collins auseinander und argumentiert für eine Verbindung von Intersektionalität und Liberalismus, indem er einen voraussetzungsvollen Freiheitsbegriff im Sinne positiver Wahlfreiheit zu Grunde legt. Dagmar Vinz konzentriert ihre Analyse auf das Verhältnis von Klasse und Geschlecht und verbindet ihre theoretischen Ausführungen mit Überlegungen zur konkreten Implementierung von Antidiskriminierungspolitik. Dabei argumentiert sie gegen Ladwig für eine „radikale Politik der Chancengleichheit“ (69ff.), die die Umverteilung von Vermögen zugunsten des Bildungssystems vorsieht.

Besonders hervorzuheben ist, dass dieser Band ausdrücklich an PraktikerInnen gerichtet ist und ExpertInnen der betrieblichen und politischen Praxis erreichen will. Gerechtfertigt wird der Band diesem Anspruch dadurch, dass er die Beiträge zu Theorie und Methode um einen breiten Fokus auf Politikfelder und Strategien für Chancengleichheit und Antidiskriminierung ergänzt. Besonderes lesenswert erscheinen aus dieser anwendungsorientierten Perspektive die Beiträge, die untersuchen, wie Differenzen nicht-essentialisierend thematisiert und auf ihnen basierende Ungleichheiten bekämpft werden können.

So stellt etwa Edelgard Kutzner mit dem „Online-Tool Diversity“ ein Werkzeug vor, das Unternehmen für eine Selbstanalyse nutzen können. Es verbindet eine unternehmerische mit einer gleichstellungspolitischen Sicht auf Diversity. Eine Herausforderung bei der Konzeption des Tool war die Frage, wie Gruppen von Beschäftigten im

Hinblick auf Benachteiligungen betrachtet werden könnten, ohne zugleich Stereotypisierungen hervorzurufen oder zu verfestigen und ohne allen Mitgliedern einer Gruppe gleiche Interessen und/oder Verhaltensweisen zu unterstellen.

Sandra Smykalla identifiziert drei Perspektiven, die Gender- und Diversity-TrainerInnen in der Weiterbildung und Beratung einnehmen und diskutiert daran die Spannung zwischen (dekonstruktiver) Theorie und Praxis. Theoretisch werde oft eine dekonstruktive Perspektive auf Geschlecht formuliert. In der Praxis artikuliere allerdings nur eine Gruppe ein theoriegeleitetes, dekonstruktives Herangehen, das Geschlecht in seiner Verwobenheit darstellt, ohne dessen Vorrangstellung zu behaupten. Eine zweite Gruppe von TrainerInnen festige den Dualismus von Sex und Gender eher und halte an Geschlecht als gesellschaftlich dominanter Strukturkategorie, ergänzt um Diversity-Aspekte, fest. Die dritte Gruppe erläutere Diversity exemplarisch anhand von Geschlecht und legitimiere diese Privilegierung mit der vermeintlich stärkeren Sichtbarkeit von Frauendiskriminierung im Vergleich zu anderen Diskriminierungsformen. Damit, so die Autorin kritisch, würden Dualismen zwar vervielfältigt, aber nicht dekonstruiert.

Die Stärke des vorliegenden Sammelbandes liegt darin, die theoretische und methodische Heterogenität und die Vielfalt von Forschungsansätzen zu Intersektionalität und Diversity aufzuzeigen. Anschaulich wird, dass letztere keine einheitlichen, monolithischen Konzepte, sondern umkämpfte Begriffe sind, um deren Deutungshoheit gerungen wird. Das Risiko dieser Herangehensweisen, konfligierende Zugänge ohne kritische Diskussion und Bezugnahme nebeneinander stehen zu lassen und so die analytische Schärfe der Begriffe zu verwischen, ist in der Aufsatzsammlung mitunter präsent, wird durch ihren Handbuchcharakter jedoch abgefedert. Mit seinem Schwerpunkt der Politikfeldanalyse und der Implementierung von Chancengleichheit stellt der vorliegende Band eine lesenswerte, anwendungsorientierte Ergänzung zur derzeit eher theoretisch dominierten Debatte um Intersektionalität dar.

Sandra Smykalla, Dagmar Vinz (Hg.), 2011: *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 317 S., ISBN 978-3-89691-230-5

Claudia Brunner

Wissenobjekt Selbstmordattentat. Epistemische Gewalt und okzidentalistische Selbstvergewisserung in der Terrorismusforschung

KATRIN OBERDORFER

Selbstmordattentat = Kultur x Geschlecht/religiösen Fanatismus + sexuelle Frustration: Wer sich auf eine solche positivistische Spurensuche nach der „wahren Natur“ des Selbstmordattentats begeben möchte, wird Claudia Brunners jüngster Publikation nur wenig abgewinnen können. Ihre wissenssoziologische Herangehensweise an das Thema ist insofern überraschend, als sie eine Perspektivenverschiebung vollzieht und sich nicht dem Phänomen an sich widmet, sondern vielmehr fragt, wie über dieses innerhalb des hegemonialen Diskursfeldes der englischsprachigen Terrorismusforschung gesprochen wird. Mit dieser Verortung grenzt sich die Autorin nicht nur von der Terrorismusforschung ab, deren verschwiegenes Imaginäres sie gegen den Strich zu lesen versucht (126), sie legt damit auch unmissverständlich klar, keine Erklärungsansätze für Selbstmordattentate liefern zu können oder zu wollen (17). Der Anspruch, Selbstmordattentate zu kontextualisieren, wird oft mit dem Argument kritisiert, dass dies einer Rechtfertigung gleichkäme. Zumal die Autorin auch gar nicht den Anspruch erhebt, die Frage nach Gründen und Erklärungen bezüglich Taten und TäterInnen aufzuwerfen, nimmt es nicht wunder, dass ihre Form der Perspektivierung irritiert. Wer könnte von sich auch schon behaupten, einem dermaßen gewaltvollen Phänomen neutral gegenüberzustehen? Wissenobjekt Selbstmordattentat wird so zu einer Diskussion über das vermeintlich Undiskutierbare.

Wie aber führt die Autorin eine Diskussion über die Diskussion zu einem Phänomen, das sich jenseits des Verstehbaren zu bewegen scheint? Dieser Frage widmet sich Kapitel zwei „Epistemologie, Theorie und Methodologie: Konzeption des Forschungsdesigns“. Sprachlich gewandt und leserInnenfreundlich spannt darin die Autorin ihre Perspektiven auf das Material auf, die sich aus der feministischen Wissenskritik und dem Konzept der Intersektionalität speisen (43). Über die theoretische Denkfigur des Okzidentalismus gelingt ihr eine fruchtbare Verschränkung postkolonialer und feministischer Erkenntniskritik, die sich als Intervention gegen herrschende Wissensordnungen versteht (35). „Neu“ an Coronils Okzidentalismuskonzept ist, dass nicht mehr der so genannte Orient, sondern die Herstellungspraktiken eines „aufgeklärten“ abendländischen Selbst in den Blick kommen. Wie ein okzidentales „Wir“ über die Kontrastfigur eines „ganz anderen Anderen“ hergestellt wird, zeige sich laut Brunner gerade auch in der Terrorismusforschung (36). Dies ermöglicht ihr danach zu fragen, was die dem Diskurs über Selbstmordattentate inhärente Gewalt mit „uns“ zu tun haben könnte. In methodischer Hinsicht orientiert

sie sich an der wissenssoziologischen Diskursanalyse nach Reiner Keller (45), mit der sie englischsprachige wissenschaftliche Monografien, Beiträge in wissenschaftlichen Zeitschriften, aber auch Bilder in Form von Buchumschlägen analysiert.

Das Kernstück der Arbeit bildet das komplexe Spannungsverhältnis legitimer und nicht legitimer Gewalt. In Kapitel drei – dem empirischen Hauptteil der Arbeit – „Analysen und Interpretationen: Variablen der Sinnformel“ unternimmt Brunner den Versuch, jene Gewaltverhältnisse nachzuzeichnen, die den Prozess der Hervorbringung eines „Wissensobjektes Selbstmordattentat“ begleiten. Sie beschreitet diesen Weg über eine ausführliche Analyse der „Konturen des Wissensobjektes“ (erstes Unterkapitel), in der sie eine bildanalytische Annäherung an den Erkenntnisgegenstand unternimmt. Einen „objektiven Blick in die Welt von Selbstmordattentäterinnen“ zu versprechen (137), stelle die Terrorismusforschung auch vor ein methodologisches Problem, dem sich das Unterkapitel „Wege zum Wissen“ widmet. Wie und über welche Wege TerrorismusexpertInnen zu ihrem Wissen kommen, behandelt Brunner entlang der im Diskursfeld vorherrschenden wissenschaftlichen Arbeitsweisen (151). Es lohnt sich, Brunner bei ihrer diskursanalytischen Reise „hinter die Gefängnisgitter“ der geführten Interviews zu folgen, um sich u.a. der höchst schwierigen Frage ethischer Gütestandards in der Terrorismusforschung zu widmen. Über die Diskussion von Herstellungspraktiken okzidentaler Eigenheit und orientalisierter Fremdheit im Unterkapitel „Modi okzidentalistischer Selbstvergewisserung“ wirft Brunner die Frage von Gewalt auf jene zurück, die Wissen über die „ganz anderen Anderen“ produzieren. Warum auch – oder gerade – die Produktion von ExpertInnenwissen in einem Spannungsfeld rassifizierter und vergeschlechtlichter Gewaltverhältnisse entsteht, prägte Gayatri Spivak mit dem Begriff der epistemischen Gewalt, den Brunner in ihrer Arbeit aufnimmt. Sie erhellt in diesem Zusammenhang, dass Terrorismuswissen nicht im luftleeren Raum entsteht, sondern auch an staatliche Politiken im sogenannten Kampf gegen den Terrorismus anknüpft. Die Herstellung absolut wesenhaft „Anderer“, irrationaler, fehlgeleiteter SelbstmordattentäterInnen, die in einer als islamisch-rückständigen Kultur verortet werden, vergewissere den/die RezipientIn in seinem/ihrem aufgeklärten Dasein als BürgerIn der sogenannten Ersten Welt und legitimierte damit normalisierte Formen von Gewalt im Kontext (supra-)staatlicher Gewaltmonopole.

Mit „okzidentalistischer Selbstvergewisserung“ benennt die Autorin, welche vielfältigen Herstellungsformen der Pathologisierungen, Irrationalisierungen und Kulturalisierungen des Wissensobjektes den Diskurs konstituieren. Diese zutage zu fördern, bildet den zentralen Erkenntnis-Mehrwert von Brunners Arbeit. Dass die diskursive Hervorbringung einer kulturell eingepflanzten „Todeskultur“ freilich auch einer Naturalisierung des Phänomens gleichkommt, das auf diese Weise dann nicht mehr politisch, ökonomisch und sozial eingebettet werden muss, vermag Brunner gekonnt aufzuzeigen. Derlei Irrationalisierungen tragen nämlich äußerst wenig zur Entwicklung friedenspolitischer Perspektiven bei; ganz im Gegenteil folgen diese einer Logik des „war on terror“. Als einen solchen – friedenspolitischen – Beitrag verstehe

ich Wissensobjekt Selbstmordattentat. Eine Antwort auf die Frage, wie sich über derart aufgeladene Problemfelder eine Annäherung zwischen dem sogenannten Westen und dem sogenannten Rest denken ließe, bleibt uns die Autorin jedoch schuldig.

Claudia Brunner, 2011: Wissensobjekt Selbstmordattentat. Epistemische Gewalt und okzidentalistische Selbstvergewisserung in der Terrorismusforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 379 S., ISBN 978-3-531-16810-4.

Frauen, Frieden und Sicherheit

RITA SCHÄFER

Die Auseinandersetzung mit dem Themenfeld „Frauen, Frieden und Sicherheit“ hat in der Politik und Wissenschaft in den letzten zwei Jahren einen regelrechten Boom erlebt. Grund dafür war der 10. Jahrestag der Verabschiedung der UN-Resolution 1325 im Oktober 2010. Neben etlichen internationalen Konferenzen, die Friedensaktivistinnen und Politikerinnen zusammenbrachten, widmen sich auch Forscherinnen verstärkt diesem Thema. Seine politische Relevanz zeichnet sich dadurch aus, dass die im Jahr 2000 vom UN-Sicherheitsrat einstimmig verabschiedete Resolution 1325 erstmals sexualisierte Kriegsgewalt als Kriegsverbrechen und als Beitrag zum Genozid kategorisiert. Zudem ist diese Resolution eine Basis für die Arbeit des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag, wo derzeit sexualisierte Kriegsgewalt in einigen Prozessen zu den Anklagepunkten zählt. Darüber hinaus verlangt die Resolution, Frauen verstärkt an Friedensprozessen zu beteiligen und die Arbeit von Friedensaktivistinnen zu fördern. Angesichts dieser Novellen der internationalen Rechtsgrundlagen kann die etablierte Friedens- und Konfliktforschung Gender-Themen nicht länger ignorieren.

Aus der Bandbreite aktueller Publikationen werden hier zwei vorgestellt, die verdeutlichen, wie unterschiedlich Politikwissenschaftlerinnen den Themenkomplex bearbeiten und wie wichtig kritische Standortbestimmungen und Selbstreflexionen sind. Das Buch „Women and War“ der US-amerikanischen Autorinnen Joyce Kaufman, Professorin für Politikwissenschaften am Whittier College, und Kristen Williams, Direktorin des Gender-Programms der Clark Universität, bietet einen leicht verständlichen Einstieg in das Thema. Es vermittelt einen Überblick über den Forschungsstand, wobei die Auswirkungen von Kriegen auf Frauen und die Rolle von Friedensaktivistinnen im Mittelpunkt stehen. In insgesamt sechs kurzen Kapiteln skizzieren die Autorinnen den theoretischen Rahmen; nach einer allgemeinen Einführung werden im zweiten Kapitel Ansätze zu Staat und Nationalismus und zu Identitätszuschreibungen an Frauen in der Forschung zu internationalen Beziehungen

vorgestellt. Im dritten Kapitel beschreiben Kaufman und Williams die Bedeutung von geschlechtsspezifischer Kriegsgewalt als Kampfstrategie, während sie sich im vierten und fünften Kapitel dem politischen Aktivismus von Frauen in Kriegsgebieten, ihren Friedensbemühungen und ihrer Beteiligung an Wiederaufbauprogrammen widmen.

Die Autorinnen legen Wert auf die Betrachtung von Frauen als Handelnde und loten Ansätze und Grenzen ihrer friedenspolitischen Partizipation aus. Dies betrifft vor allem die Militarisierung der Gesellschaft, die der politischen Mitsprache von Frauen in Nachkriegsgesellschaften enge Grenzen setzt oder sie ganz verbaut. Demnach können Frauen in politischen Institutionen nicht die dort verbreiteten patriarchalen Strukturen ändern. Zudem zeigt das Buch immer wieder die Verbindungen zwischen öffentlicher und privater Sphäre auf; so wird deutlich, dass auch die privaten Beziehungen von der fortschreitenden Militarisierung betroffen sind. Die weit verbreitete häusliche Gewalt bestätigt Geschlechterungleichheiten, zudem belegt der mangelnde Schutz von Frauen vor Gewalt in der Privatsphäre, dass die von maskulinen Normen geprägten Sicherheitskonzepte hier nicht greifen. Kritisch zu diesem Buch anzumerken ist, dass die Autorinnen zwar auf Unterschiede zwischen Frauen hinweisen, diese aber konzeptionell nur unzureichend berücksichtigen. Auch die inzwischen breit gefächerte Maskulinitätsforschung im Kontext von Gender und Kriegen bzw. Nachkriegsgesellschaften findet kaum Beachtung. Die zentrale Untersuchungsgruppe in diesem Buch sind Frauen, so bietet dieses Buch in der Lehre – je nach Standpunkt der Unterrichtenden und Studierenden – sicherlich viel Diskussionsstoff. Mit Blick auf WissenschaftlerInnen, die eher der „Mainstream“-Forschung zuzurechnen sind und eine grundsätzliche Skepsis gegenüber Gender-Ansätzen haben oder diese nur auf Frauenperspektiven beschränken, ist anzumerken, dass dieses Buch vermutlich deren Vorbehalte bestätigt.

Zur differenzierten Reflexion über aktuelle Forschungstendenzen lädt der Sammelband „Geschlechterverhältnisse, Frieden und Konflikt“ von Bettina Engels und Corinna Gayer ein. Beide sind als Politologinnen an der Freien Universität Berlin tätig. In ihrer programmatischen Einleitung erklären die Herausgeberinnen unterschiedliche Gender- und Feminismus-Ansätze in der Friedens- und Konfliktforschung. Aus ihrer Sicht gelten nur solche Ansätze als feministisch, die Macht- bzw. Herrschaftsverhältnisse in Politik und Gesellschaft analysieren. Orientiert am Einleitungstext arbeiten alle Autorinnen – mehrheitlich sind es junge deutschsprachige Politik- und Sozialwissenschaftlerinnen – mit einem Gender-Begriff, der Geschlechterhierarchien im Kontext sozio-ökonomischer und politischer Machtstrukturen betrachtet; zudem berücksichtigen sie Differenzen zwischen Frauen und zwischen Männern u.a. auf der Basis unterschiedlicher Kriegserfahrungen oder ethnischer Zugehörigkeit. Mit insgesamt acht Aufsätzen bietet dieses Buch eine erkenntnisreiche Übersicht neuerer Erklärungsansätze, Themen und Methoden.

Die thematische Bandbreite umfasst Gender-Analysen von Selbstmordattentaten, der friedensstiftenden Rolle von Kriegsveteranen, der Übergangsjustiz und der me-

dialen Repräsentation von Kriegen. Die regionalen Fallbeispiele reichen von Thailand über Afghanistan und Kenia bis Kroatien. Besonderes Augenmerk legen Herausgeberinnen und Autorinnen auf methodische Reflexionen über Feldforschungen in Konfliktgebieten und Institutionen. Ihre selbstkritische und ehrliche Erörterung der Chancen und Grenzen der Methodenwahl sowie der persönlichen Involvierung in Forschungsprozesse gibt vor allem jungen Friedens- und KonfliktforscherInnen und Lehrenden viele Ansatzpunkte zum Nachdenken und Diskutieren. Gerade die Auseinandersetzung mit methodischen Fragen zur Forschung in Institutionen, konkret in der Bundeswehr, ist in mehrfacher Hinsicht innovativ und sollte keineswegs nur von der Gender-Forschung rezipiert werden.

Cordula Dittmer, die über Gender in der Bundeswehr promovierte, zeigt anschaulich auf, wie in Interviews mit Bundeswehrangehörigen unterschiedlichen Rangs Macht- und Geschlechterdifferenzen ausgehandelt wurden. Von Seiten männlicher Interviewpartner geschah dies beispielsweise durch sexistische Anspielungen oder verbale Inszenierungen der eigenen Männlichkeit. Dieses Vorgehen war im Heer besonders ausgeprägt. Demgegenüber legten Soldatinnen in unterschiedlichen Einheiten Wert darauf, nicht über ihr Geschlecht, sondern über ihre professionellen Kompetenzen in der Institution Bundeswehr definiert zu werden. Dabei näherten sie sich den vorherrschenden Maskulinitätszuschreibungen mit großem Ehrgeiz an und bagatellisierten sexuelle Anspielungen oder Belästigungen.

Institutionelle Kontexte sind auch eine zentrale Analyseebene des Beitrags von Susanne Buckley-Zistel, Professorin für Friedens- und Konfliktforschung an der Universität Marburg, und Magdalena Zolkos, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Western Sydney. Sie ergründen, wie Wahrheits- und Versöhnungskommissionen, Kriegsverbrechertribunale, Mahnmale und Museen Geschlechterbeziehungen beeinflussen und in welcher Weise Gender die Übergangsgerechtigkeit prägt. Die Autorinnen weisen nach, dass die sogenannte „Transitional Justice“ geschlechtsspezifisch strukturiert ist, was sich bereits in der Auswahl der Verbrechen zeigt, die untersucht werden. Zudem befassen sie sich differenziert mit der Kritik an den Institutionen, konkret mit der mangelnden Repräsentanz von Frauen in den Gerichten, der Kategorisierung von sexualisierter Gewalt durch unterschiedliche Tribunale und Wahrheitskommissionen, der Befragung von Zeuginnen und der Problematik von Reparationszahlungen. Überzeugend ist die Kritik von Buckley-Zistel und Zolkos an der Reduzierung von Frauen auf den Opferstatus, das Ausblenden von hegemonialen Maskulinitätsdiskursen und der Gewalt als sozialer Praxis. Richtungsweisend für die konzeptionelle Analyse der Übergangsgerechtigkeit sind die Ausführungen zur isolierten Betrachtung von sexualisierter Kriegsgewalt und der Erkenntnisgewinn durch die Berücksichtigung der Kontinuitäten von Repression und häuslicher Gewalt, wodurch die weit verbreiteten dualistischen Konzepte zur Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit sowie die grundlegende Zäsur zwischen Krieg und Frieden widerlegt wird. Die Autorinnen unterstreichen, dass Geschlechtergerechtigkeit und soziale Gerechtigkeit in den institutionellen Strukturen der Übergangsgerechtigkeit keinen Platz haben.

Alle Aufsätze dieses Sammelbands zeichnen sich durch die sehr differenzierte Auseinandersetzung mit ihren jeweiligen Untersuchungsgegenständen aus. Das hohe Reflexionsniveau und die analytische Tiefenschärfe der Autorinnen beweisen, wie wichtig Gender-Ansätze zur detaillierten Erforschung kriegerischer Konflikte und komplexer Friedensprozesse sind. Wünschenswert wäre es, wenn dieses Buch zur Grundlagenlektüre in Seminaren der politikwissenschaftlichen Friedens- und Konfliktforschung zählen würde.

Bettina Engels, Corinna Gayer (Hg.), 2011: Geschlechterverhältnisse, Frieden und Konflikt. Feministische Denkanstöße für die Friedens- und Konfliktforschung. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft. 152 S., ISBN 978-3-8329-6672-0.

Joyce Kaufman, Kristen Williams, 2010: Women and war. Gender identity and activism in times of conflict. Sterling: Kumarian Press. 159 S., ISBN 978-1-56549-309-4.

Marion Löffler

Feministische Staatstheorien. Eine Einführung

SASKIA STACHOWITSCH

Eigentlich ist es kaum zu glauben, dass dieses Buch nicht schon längst existiert. Schließlich ist die Geschlechterforschung einigermaßen im Mainstream der Geistes- und Sozialwissenschaften angekommen und auch die geschlechterkritische Politikwissenschaft hat sich mittlerweile an vielen Instituten etabliert. Tatsächlich liefert Marion Löffler aber die erste systematische Aufarbeitung des Themenfeldes Feministische Staatstheorien und bei der Lektüre wird klar, warum sich niemand vor ihr daran gewagt hat: Es handelt sich um ein anspruchsvolles und schwer fassbares Thema, das sich nicht in die Schemata herkömmlicher Einführungsliteratur (kanonisierte Texte, große Namen, zentrale Strömungen) hineinpressen lässt. Als Voraussetzung für eine qualifizierte Auseinandersetzung gilt es außerdem, ideenhistorische und theoretische Begriffsarbeit zu leisten: Was bedeutet überhaupt Staat, Macht, Herrschaft und Kritik? Was ist Feminismus? Wie können sie zusammengebracht werden und zu welchem Zweck?

Die Autorin geht diesen großen Fragen mit überraschender Leichtigkeit und umfassendem Hintergrundwissen nach. Zunächst skizziert sie in der Einleitung die Grundannahmen feministischer Wissenschaft und thematisiert den Staat als multidisziplinäres Forschungsfeld. Die Bedeutung der Kontextualisierung von Staatstheorien und ihrer androzentrischen Einschreibungen wird dabei stets betont sowie

die Relevanz feministischer Staatstheoretisierung begründet. Danach widmet sich die Verfasserin Staatstheorie und Staatskritik als Verfahren der Auseinandersetzung mit dem Staat. Im dritten Kapitel entwickelt sie eine Landkarte staatstheoretischer Debatten seit 1945, zeigt ihre Kontexte, Staatsbegriffe und Problemwahrnehmungen auf und behandelt schließlich die identifizierten Theoriekonglomerate Pluralismus, Neopluralismus, Institutionalismus, Neuer Institutionalismus, Marxismus und Neo-Marxismus.

Im vierten Kapitel werden Ansätze feministischer Herrschaftskonzeptionen (Patriarchat, Geschlechterverhältnisse, Symbolische Herrschaft, Intersektionalität, Hegemoniale Männlichkeit, Maskulinismus, Heteronormativität) im Hinblick auf ihre Relevanz für eine kritische Sicht des Staates aufgearbeitet. Hinzu kommt eine Diskussion politischer und regionaler Entstehungs- und Rezeptionskontexte. Erst im letzten Kapitel erfolgt eine detaillierte Behandlung von Ansätzen feministischer Staatstheorie (Patriarchaler Staat, Patriarchale Einschreibungen, Institutionalisierte Männlichkeiten, staatliche Vergeschlechtlichungen).

Statt großer Paradigmen stellt Löffler die Kontinuitäten feministischer Staatsbetrachtungen in den Vordergrund, die sie im herrschafts- und staatskritischen Anspruch, in einem prozesshaften Staatsverständnis sowie in einem weiten Staatsbegriff sieht. Feministische Staatskonzeptualisierungen kreisen demnach „um den Fragenkomplex geschlechtsspezifischer Herrschaft“ und fragen nach den „Verknüpfungen und Verschiebungen von Herrschaftspraktiken zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären in ihrer Verwobenheit mit staatlich gesetzten und definierten Handlungsspielräumen“ (189). Die Frage, ob der Staat patriarchal ist, wird abgelöst von der Frage, wie staatliche Institutionen geschlechtsselektiv arbeiten (203) und wie Männlichkeit im und durch den Staat institutionalisiert wird (238).

Diskurstheoretische und poststrukturalistische Erweiterungen haben zudem den Fokus von staatlichen Institutionen und Politikprozessen verlagert auf unterschiedliche Arenen und Schauplätze, in denen Weiblichkeit und Männlichkeit konstruiert und verhandelt werden. Staatsdiskurse und -praktiken sowie vergeschlechtlichte Subjektbildung wurden somit zum Thema feministischer Staatskritik (112).

Löffler liefert mit ihrer Arbeit ein wichtiges, längst überfälliges Werk für die Bereiche Geschlechterforschung, feministische Theorie und Staatstheorie. Das Buch ist aber weit mehr als eine Einführung in einen bestimmten Teilbereich feministischer Wissenschaft, sondern enthält darüber hinaus einen Überblick über Staatstheorien und Geschlechterforschung im Allgemeinen. Die einzelnen Kapitel können daher auch jeweils für sich gelesen werden. Durch die umfassende Kontextualisierung und Einordnung von Theorien und Kontroversen ist es auch als fundierte Einführung in die zentralen Debatten und Entwicklungen der Sozialwissenschaften zu lesen.

Studierende könnten von den (meta-)theoretischen Analysen und Bezügen zwar gelegentlich überfordert sein, aber die Struktur des Buches bietet die Möglichkeit zur langsamen Annäherung an komplexe Zusammenhänge. Enttäuscht werden jene, die sich eine klassische Einführung in Form einer Abhandlung einzelner Theoriestränge

erwarten. Auch eine „ready-made“ Theorie, die nur noch auf eine bestimmte Fragestellung angewandt werden muss, wird nicht angeboten. Aber Löfflers Werk regt zur selbständigen Theoriearbeit an und liefert eine solide Basis für die Annäherung an Fragestellungen zur geschlechtsspezifischen Herrschaft in und durch den Staat.

Marion Löffler, 2011: *Feministische Staatstheorien. Eine Einführung*. Frankfurt: Campus Verlag (Reihe Politik der Geschlechterverhältnisse, Band 49), 264 S., ISBN 978-3-593-39530-2.

Rita Casale, Edgar Forster (Hg.)

Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals

MARINA TOMIĆ

Die Einführung betriebswirtschaftlicher Elemente in breite Sphären des öffentlichen Sektors hat in den letzten Jahren ein kontroverses wissenschaftliches Diskursfeld hervorgebracht. Insbesondere in der Erziehungs- bzw. Bildungswissenschaft mehrten sich kritische Stimmen, die die Dominanz ökonomischen Denkens in den genuin pädagogischen Bereichen mit Sorge beobachten. Die Funktionalisierung von Bildungsinstitutionen für die Wirtschaft führe zur Ent-Demokratisierung und höhle demokratische Prinzipien wie Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit aus, so der zentrale Vorwurf. Dieser richtet sich vor allem an die bildungsökonomische Disziplin, die die Etablierung von markt- und wettbewerbsorientierten Mechanismen in den Bildungssektor wesentlich mitgetragen hat.

Auch Casale und Forster nehmen den „permanenten Reformdruck“ im Bildungs- und Erziehungswesen zum Anlass, um sich kritisch mit den neoklassischen Wachstumstheorien auseinander zu setzen. Sie stellen die Humankapitalforschung, zu deren Renaissance die Bildungsökonomie maßgeblich beigetragen hat, ins Zentrum der Analysen. Diese heben sich jedoch zugleich von den sog. Ökonomisierungsdiskursen ab, weil der Blick nicht allein dem Bildungssektor gilt, sondern der Verflechtung von Arbeitsmarkt-, Bildungs- und Familienpolitik. Das primäre Ziel ist es, den „scheinbaren, aber augenfälligen Widerspruch von Neokonservatismus und liberalem Individualismus, von dem die aktuelle bildungspolitische und familienpolitische Debatte und Praxis geprägt ist“ kritisch zu analysieren (10).

Eröffnet wird das Buch mit einem Essay von Tove Soiland „Zum problematischen Cultural Turn in der Geschlechterforschung“. Darin kritisiert sie die von den USA ausgehende „Entkoppelung der Cultural Studies von ihren marxistischen Wurzeln“ (21) und die Verdrängung von Kapitalismuskritik zugunsten von „Kritik an diesen

sog. Essentialismen“ (22). Die damit einhergehende „Verpflichtung zur De-Ontologisierung“ (22) hatte – so Soiland – durch die wirkmächtige Rezeption Butlers in den Gender Studies die weitreichendsten Folgen. Was zurück blieb, sei die Unmöglichkeit, Geschlechterungleichheiten zu thematisieren, weil sich jedweder Rückgriff auf das Kollektivsubjekt Frau dem Vorwurf des Essentialismus stellen müsse. Für die Autorin sei jedoch nicht nur die Dominanz des Diskurses um Anerkennung problematisch; vielmehr seien dessen leitende subjekttheoretische Annahmen grundsätzlich falsch (30).

In seinem Beitrag „Über Humankapital und einige seiner Familienprobleme“ knüpft auch Christian Oswald an die Tradition der Kritik der politischen Ökonomie an, um „die Identifikation der Arbeitskraft mit Kapital“ (39) ideologiekritisch zu untersuchen. In Rekurs auf die grundlegende Bedingung kapitalistischer Produktion – der Trennung der unmittelbaren Produzenten von den Produktionsmitteln – entlarvt er diese Gleichsetzung als theoretischen „Fehlschluss“ (42): Die Arbeitskräfte würden nicht ihre Arbeit verkaufen, sondern einzig ihre Arbeitskraft. Allein der Käufer der Arbeitskraft generiert daraus – ganz im Sinne eines Kapitalisten – einen Mehrwert. Mit Verweis auf frühe feministische Theorien zeigt Oswald u.a. auf, dass die Verlagerung der Reproduktionsarbeit aus dem häuslichen in den institutionellen (kapitalistischen) Bereich an der patriarchalen Unterdrückung wenig ändert: „Profit macht(e) allein der Unternehmer durch Ausbeutung der Erzieher- und Lehrerinnen“ (38). Die Gleichsetzung von Arbeitskraft und Kapital führe paradoxerweise zur „Identifikation empirischer Individuen mit dem nackten Prinzip der Verwertung“ und treibe sowohl die Eltern als auch den Staat dazu, die Kinder gemäß dem „ökonomischen Regime“ zu „Selbstaubeutern“ heranzuziehen (59).

Die Kritik von Fabian Kessl (Pädagogisierungen) richtet sich gegen die Reproduktion von Geschlechterungleichheiten durch die gegenwärtige, humankapitaltheoretisch fundierte bildungs-, sozial- und erziehungspolitische Transformationsdynamik, die er als „aktivierungspädagogische Rethematisierung“ (72) bezeichnet. Die von der neo-sozialen Leitorientierung geprägte post-wohlfahrtsstaatliche Politik setze auf der Ebene der Persönlichkeitsmerkmale an und nicht auf der strukturellen Ebene. So wird nach permanenter Selbst-Entwicklung und Selbstoptimierung verlangt, ohne sich jedoch um die Sicherung materieller Existenzbedingungen zu kümmern: Gemäß der Becker'schen Logik erscheine es damit unnötig, „über materielle Ungleichheitsbekämpfung“ nachzudenken, sondern allen voran „Maßnahmen der Motivationsaktivierung“ zu konzipieren (67). Kessl fordert deshalb eine verstärkte Fokussierung von Pädagogisierungstendenzen in der erziehungs- und bildungswissenschaftlichen Transformationsforschung, um „das reale geschlechter- und genderbezogene Liberalisierungspotential auszuloten und erkämpfen zu können“ (72).

Ulla Hendrix nähert sich in ihrem Artikel humankapitaltheoretischen Erklärungsmustern für das geschlechtsspezifische Verdienstgefälle. Unter Einbezug feministischer (soziologischer) Ansätze spürt sie Naturalisierungstendenzen humankapitaltheoretischer Ansätze im Hinblick auf geschlechtliche Arbeitsteilung auf und legt

deren Blindheit für gesellschaftlich bedingte Abwertung von Frauenarbeit offen. Neoklassische Erklärungsmuster würden sämtliche Diskriminierung von Frauen auf „falsche“ Ausbildungs- und Berufswahlentscheidungen“ zurückführen und damit individualisieren, so die Kritik. Die Einbeziehung soziologischer Perspektiven in die Erziehungswissenschaft könne nach Hendrix dem entgegen steuern, indem sie die „Bildung als zentrale Variable (...) in ihrer Verkürzung auf den Erwerb formaler Qualifikation kontextualisiert (92).

Mechthild Veil, Lucien Criblez und Karin Manz sowie Heike Kahlert beschäftigen sich mit der ökonomischen Ausrichtung familienpolitischer Maßnahmen in Frankreich, der Schweiz und Deutschland. Bei jeweils unterschiedlichen Akzentsetzungen arbeiten die AutorInnen die widersprüchlichen Effekte heraus, die die Verflechtung von Ökonomie und Familienpolitik auf die Gleichstellung von Frauen und Männern hat. So sieht etwa Kahlert in der deutschen „nachhaltigen Familienpolitik“ zwar ein zögerliches Weggehen „von der sozialen Norm der traditionellen Zuständigkeit von Frauen für die Familie“ (153), dennoch wird darin mit einem Familienverständnis operiert, „das Frauen nach wie vor die Hauptlast der Reproduktion zuschreibt“ (155). Julia Seyss-Inquart untersucht in ihrem Beitrag den Wandel des politischen Diskurses über die institutionelle Fremdbetreuung von Kindern seit den 1960er Jahren am Beispiel der Wiener Landes- und Gemeindepolitik. Sie zeigt auf, dass die semantische Veränderung u.a. auf „das Eindringen ökonomischer Rationalitäten“ (141) zurückzuführen ist: Die Bildung der Kinder sei eine langfristige Investition, ein Potenzial, das es bereits in der frühkindlichen Phase zu erschließen gilt. Im Vordergrund stünden dabei die Ausschöpfung von Humankapital und der volkswirtschaftliche Nutzen. Im Diskurs kommt es zunehmend durch die scheinbar neutrale Formulierung der „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ zu einer De-Thematisierung von Geschlecht, womit ausgeblendet wird, dass Betreuungsarbeit nach wie vor Frauenarbeit ist.

Allen Beiträgen des Buches ist gemeinsam, dass sie die politische Dimension der Frauen- und Geschlechterforschung zu Recht (wieder) in den Mittelpunkt des Interesses rücken. Casale und Forster machen deutlich, dass der krasse Widerspruch zwischen propagiertem liberalen Individualismus und den fortwährenden sozio-ökonomischen Ungleichheiten einer dringenden Debatte bedarf. Auch wenn das Augenmerk dabei nur partiell der Erziehungs- und Bildungspolitik gilt, bietet der Band hierfür einige äußerst interessante Anknüpfungsmöglichkeiten. Gerade die feministische Gesellschaftskritik macht das Buch aktuell und lesenswert – und dies nicht allein für jene, die feministische Interessen verfolgen.

Rita Casale, Edgar Forster (Hg.), 2011: Ungleiche Geschlechtergleichheit. Geschlechterpolitik und Theorien des Humankapitals (Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft). Opladen: Barbara Budrich. 253 S., ISBN 978-3-86649-359-9.

Bücher, die zur Rezension angefordert werden können

Eine aktuelle Liste der Bücher, die noch zur Rezension frei sind, findet sich unter www.femina-politica.de/callforpapers.html.

Abels, Gabriele/Mushaben, Joyce Marie (Hg.) 2012: Gendering the European Union. New Approaches to Old Democratic Deficits. Basingstoke: Palgrave Macmillan 2012.

Adamietz, Laura, 2011: Geschlecht als Erwartung. Das Geschlechtsdiskriminierungsverbot als Recht gegen Diskriminierung wegen der sexuellen Orientierung und der Geschlechtsidentität. Baden-Baden: Nomos.

Baines, Beverley/Barak-Erez, Daphne/Kahana, Tsvi, 2011: Feminist constitutionalism. Global perspectives. Cambridge/New York: Cambridge University Press.

Buckley-Zistel, Susanne; Stanley, Ruth, 2012: Gender in transitional justice. New York: Palgrave Macmillan.

Castro Varela, María do Mar/Schwenken, Helen/Çaglar, Gülay, 2010: Geschlecht - Macht - Klima. Feministische Perspektiven auf Klima, gesellschaftliche Naturverhältnisse und Gerechtigkeit. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.

Elsuni, Sarah, 2011: Geschlechtsbezogene Gewalt und Menschenrechte. Baden-Baden: Nomos.

Farrokhzad, Schahrzad (Hg.), 2011: Verschieden - Gleich - Anders? Geschlechterarrangements im intergenerativen und interkulturellen Vergleich. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ferree, Myra Marx, 2012: Varieties of feminism. German gender politics in global perspective. Stanford, California: Stanford University Press.

Franceschet, Susan/Krook, Mona Lena/Piscopo, Jennifer M., 2012: The impact of gender quotas. New York: Oxford University Press.

Franzway, Suzanne/Fonow, Mary Margaret (Hg.), 2011: Making Feminist Politics: Transnational Alliances Between Women and Labor. Transnational Alliances Between Women and Labor: University of Illinois Press.

Gamper, Markus, 2011: Islamischer Feminismus in Deutschland? Religiosität, Identität und Gender in muslimischen Frauenvereinen. Bielefeld: transcript.

Holland-Cunz, Barbara, 2012: Gefährdete Freiheit. Über Hannah Arendt und Simone de Beauvoir. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich.

Isop, Utta, 2011: Differenzen leben. Kulturwissenschaftliche und geschlechterkritische Perspektiven auf Inklusion und Exklusion. Bielefeld: transcript.

Kleinau, Elke/Maurer, Susanne/Messerschmidt, Astrid (Hg.), 2011: Ambivalente Erfahrungen - Repolitisierung der Geschlechter. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Le Breton, Maritza, 2011: Sexarbeit als transnationale Zone der Prekarität. Migrierende Sexarbeiterinnen im Spannungsfeld von Gewalterfahrungen und Handlungsoptionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Rudolf, Beate (Hg.), 2012: Europarecht aus Frauensicht. Baden-Baden: Nomos (Schriften zur Gleichstellung der Frau).

Scholz, Roswitha, 2011: Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose. Unkel: Horlemann.

Sieber, Anja, 2011: Krieg im Frieden. Frauen in Bosnien-Herzegowina und ihr Umgang mit der Vergangenheit. Bielefeld: transcript.

von Redecker, Eva, 2011: Zur Aktualität von Judith Butler. Einleitung in ihr Werk. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.